In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 299 Posen, den 29. Dezember 1929 3. Jahrg.

Karl der Grosse

ROMAN VON WOLFGANG MARKEN

(Schluß.)

„Und was hat Ihr Herr Vater dazu gesagt?" fragte Grete bebend

„Er war schmerzlich betroffen, aber schließlich ging ihm das Glück seines Sohnes doch über den Lieblingswunsch. Und als ich ihm das Bild meiner Braut zeigte und ihm sagte, daß sie ihn und meine Mutter sicher auch innig lieben würde, da . . . hat er seine Einwilligung gegeben."

Grete empfand mit einem Male etwas wie Angst.

Von einer Braut hatte er gesprochen! Hatte er sich an eine andere gebunden?

Er fühlte, was das Mädchen bewegte, zog die Ruder ein und faßte Gretes Hand.

„Grete," sagte er leise und zärtlich, „sehen Sie einmal in das spiegelklare Wasser. Bitte, tun Sie es. Wenn Sie eine Weile geschaut haben, dann werden Sie mein Lebensglück gesehen haben."

Sie wurde blutrot, ihr Herz schlug stürmisch als sie ins Wasser blickte und ihr eigenes Antlitz sah.

Eine selige Verwirrung überkam sie eine Schwäche drohte sie zu übermannen. Aber nur einen Augenblick. Dann jubelte es in ihrem Herzen wie mit tausend Stimmen: Er liebt mich! Er wirbt um mich, die Grete!

Sie saß gesenkten Hauptes und wagte nicht aufzublicken.

Er störte sie nicht. Sachte ruderte er an das Ufer zurück und half Grete aus dem Boot.

Als sie auf festem Boden standen, umfaßte er sie und zog das schöne Mädchengesicht zurück.

Und als sie die Augen schloß, hörte sie ihn innig sagen: „Grete . . . kleine, liebe, süße Grete . . . jetzt geht's gemeinsam weiter. Jetzt halt ich dich fest als meine Frau, meinen Lebenskameraden für immer."

Und ein Männermund senkte sich auf ihre weichen Lippen, die sich ihm boten, und sie genoß alle Wonnen des Liebeskusses in diesem Augenblick.

Das Mädchen war aufgelöst vor Glück.

Sie hing an seinem Halse und war keines Wortes mächtig. Erst in diesem Augenblick fühlte sie, wie unendlich und alles übersteigend ihre Liebe zu Karl war.

„Ich . . . ich hab dich so lieb!" Das waren die einzigen Worte, die sie stockend, bebend herausbrachte, und er hörte sie, als sei es die lieblichste Musik.

„Und jetzt feiern wir Verlobung!" sagte er zärtlich, als sie sich aus der Umarmung gelöst hatten.

Sie nickte glücklich und hauchte: „Ja!"

„Und in vier Wochen ist Hochzeit!"

Sie nickte wieder und sagte hingebungsvoll: „Ich bin dein und du sollst bestimmen."

„Kurz wird unser Brautstand sein, Grete. Aber was tut's? Ich will, daß unsere Ehe ein ewiger Brautstand ist, und das willst du doch auch, du liebe, du süßeste der Frauen?"

Noch einmal küßten sie sich, dann schritten sie dem Hause zu.

* * *

Währenddessen hatte Bolle und Multsch alles festlich vorbereitet. Der Wein war in den Kübeln. Die Tafel war festlich mit Blumen geschmückt.

Die beiden Frauen schüttelten den Kopf, als sie das sahen. Sie fragten, aber sie bekamen keine Antwort.

„Abwarten, Mutterchen," lachte Bolle glücklich. „Du wirst schon erfahren, was los ist."

Währenddessen holte Multsch neue Zigarren.

„Halt! Die Streichhölzer fehlen noch!" Er suchte überall und fand keine. Dann griff er in die Taschen seines Paletots Umsonst.

„Vielleicht hat Karl welche in seinem Paletot," dachte er. Und er durchsuchte Karls leichten Sommerpaletot nach Streichhölzern. Sie waren so gut befreundet, daß er das ohne weiteres durfte.

Aber er fand auch dort keine. Doch . . . was war das? Eine handvoll Pappstückchen fühlte er.

Neugierig nahm er sie heraus und betrachtete sie.

Es waren die Totokarten.

Und drauf stand, nicht wie ihm Karl gesagt hatte, die 10, sondern die 13. Wahr und wahrhaftig, es war die Dreizehn!"

Multsch war ganz überwältigt.

Wie kam Karl zu diesen Karten?"

Anscheinend hatte sich der Beamte am Toto versehen und Karl statt der verlangten 10 die 13 gegeben.

Multsch bekam mit einem Male eine Art Veitstanz.

„Was haben Sie denn, Herr Multsch?" rief Bolle von draußen herein.

Multsch erschien mit hochrotem Gesicht wieder auf dem Altan.

„Nee, das ist doch golden! Herr Bolle . . . mir bleibt die Spucke weg. Suche ich in Karls Sommerüberzieher nach Streichhölzern . . . und was finde ich da? Einen Schatz, von dem Karl nichts ahnt. Er hat doch damals Hektor, die Zehn, gewettet."

„Stimmt, stimmt!" sagte Bolle erregt.

„Aber der Beamte am Toto muß sich versehen haben, denn er hat ihm die . Dreizehn gegeben. Karl der Große!"

Die Mitglieder der Familie Bolle begriffen das Ungeheuerliche und schlugen die Hände zusammen.

„So . . . hat Herr Große die 13 Tickets, die immer noch nicht eingelöst sind?"

„Jawoll, er hat sie und ahnt nichts davon. Hat über 'ne halbe Million im Sommerüberzieher stecken. Ein Glück daß er die Karten nicht achtlos weggeworfen hat!"

Es gab eine ungeheuerliche Sensation, die die größte Freude bei allen auslöste.

Bolle umarmte Multsch. „Multsch, Sie sind 'n Kerl! Sie haben den Schatz entdeckt. Was wird nun Große sagen? Der wird lachen!"

Sie sahen eben das Boot anlegen.

„Nischt jetzt sagen!" flüsterte Bolle, und alle drei nickten eifrig.

Als Bolle seine Tochter mit Karl kommen sah, zitterte ihm das Herz vor Freude, und als er das große Glück auf ihrem vor Freude geröteten Antlitz sah, packte es ihn, und Tränen liefen ihm die Wangen herunter, so weich war ihm ums Herz.

„Bolle," rief Frau Minna entsetzt. „Bolle, was heulste denn? Um Jotteswillen!"

„Ich . . . ick kann nich annersch . . .," schluckte Bolle. „Ick muß heulen wie 'n Schloßhund . . . das Glück . . . nu guck doch . . . die Grete . . . die heirat doch den Karl. Minna, ick . . . ick . . . so wat von Glück gibt's nich' wieder."

Jetzt begriff Frau Minna, und vor Rührung traten auch ihr die Tränen in die Augen. Sie umarmte ihre Tochter und schüttelte Karl die Hand.

Ein Händeschütteln und Gratulieren, ein Freuen gab es, daß die Fische, die den Mieritzer See bevölkerten, neugierig die Köpfe heraussteckten.

* * *

Verlobungsfeier.

Sie hatten eben ihre Gläser erhoben und auf das Wohl des glücklichen Brautpaares getrunken . . . da legte Multsch dreizehn Totokarten vor den erstaunten Karl hin und sagte: „Ich habe in deinem Paletot nach Streichhölzern gesucht und fand dabei diese Totokarten."

Karl nickte.

„Stimmt! 130 Mark habe ich damals auf Hektor verloren."

„Was hatte denn Hektor für eine Nummer?"

„Die Zehn!" sagte Karl erstaunt und stutzte.

„Da muß sich der Beamte am Toto versehen haben, denn er hat dir die . . . Dreizehn gegeben."

Jetzt begriff Karl, ebenso Grete.

Sie sahen sich überwältigt an.

„Dann . . . dann wären die Karten ja eine halbe Million wert?"

„Jawoll!" sagte Bolle jubelnd. „Du hast das ganze Geld gewonnen und hast keine Ahnung davon gehabt!"

„Um Gotteswillen, das viele Geld!" sagte Grete, die ganz blaß vor Aufregung geworden war.

Karl faßte ihr Köpfchen und gab ihr einen herzhaften Kuß.

„Für die Firma! Die soll jetzt richtig aufleben und noch größer werden!"

Stürmisch jubelnd erklangen die Gläser.

* * *

Es war 7 Uhr, als in der Wohnung des Geheimrats von Große das Telephon klingelte.

„Hier von Große!" meldete sich der Geheimrat würdig.

„Hier Karl!" meldete sich eine glückliche Stimme. „Vater, ich wollte euch mitteilen, daß wir uns eben verlobt haben. Ich bin unendlich glücklich."

„Da gratulier ich dir, Junge. Das freut mich wirklich. Wo bist du denn?"

„Direkt am Mieritzer See, Vater. In Multschs Weekendhaus. Eine halbe Stunde von Mieritz entfernt."

„Famos! Also höre, Junge: In drei Stunden bin ich mit Mutter bei dir."

„Was?"

„Jawoh!! Nehm' mir ein Flugzeug und fahre bis Mieritz. Da staunst du natürlich. Ja, so eingerostet sind wir beide noch nicht, daß wir das nicht können. Also Schluß. Grüße deine liebe Braut. Wir kommen."

Die anderen wollten nicht daran glauben, als ihnen Karl erzählte, daß seine Eltern mit dem Flugzeug kommen wollten.

Aber sie kamen doch, wahr und wahrhaftig. Die beiden alten Leute kamen nach knapp drei Stunden im Dunkeln fast direkt in Mieritz an und landeten wohlbehalten auf einem Felde.

Karl lief ihnen mit Grete entgegen, hob die Mutter aus dem Flugzeug, half dann dem Vater.

„Und hier ist meine Braut!" sagte er stolz, als er die erglühende Grete vorstellte.

„Sei mir als Tochter herzlich willkommen, liebes Kind!" sagte Frau von Große herzlich und küßte das Mädchen.

Auch der alte Geheimrat gab ihr einen herzhaften Kuß, und dann ging es im Jubel in das Weekendhaus.

Die alten Leute wurden herzlich begrüßt, und fühlten sich in dem kleinen Kreise wirklich wohl. Der Geheimrat der sich auf Menschen verstand, hatte allen Respekt vor dem kleinen Bolle, und sein Auge sagte ihm sofort, daß er in ihm einen grundehrlichen, guten Menschen vor sich hatte.

Bolles Glück war auch rührend.

Der Geheimrat sagte zu ihm: „Verehrter Herr Bolle, Sie machen den Eindruck, als seien Sie hier von allen der glücklichste Mensch, noch glücklicher als das Brautpaar."

„Bin ich, bin ich, Herr Geheimrat! Sie wissen ja nicht, wie mir Ihr Sohn ans Herz gewachsen ist. Man lernt doch so viele Menschen im Leben kennen, und da freut man sich, wenn man mal auf einen trifft, der . . . ein ganzer Kerl ist. Und . . . wenn man noch das Glück hat und kriegt den als Schwiegersohn . . . dann, Herr Geheimrat . . . ja, höher geht's nimmer in diesem Leben!"

Stumm vor Dankbarkeit drückte ihm der Geheimrat die Hand.

„Herr Bolle," sagte er dann, „ich bin Ihnen dankbar. Ich hoffe gewiß, daß zwischen Ihrer Familie und uns immer das beste Verhältnis ist."

„Jawoll, Herr Geheimrat. Ick bin, was ick bin, und nicht mehr. Das weiß Bolle, aber ich mein's gut und hab mir mein Leben lang Mühe gegeben, ein ehrlicher Mensch zu bleiben, der es gut meint. Ich denk' immer, das ist beinahe 'ne Religion."

„Und ob es das ist, Herr Bolle," entgegnete der Geheimrat, dessen Hochachtung vor dem einfachen Manne wuchs.

Währenddessen unterhielt sich die Geheimrätin liebenswürdig mit der glücklichen Braut und mit Frau Minna, die sich sehr zurückhaltend gab. Sie wollte um Gottes willen nicht anstoßen oder gar eine lächerliche Figur machen. Und sie wirkte auf diese Weise einfach und herzlich, so daß Karls Mutter nicht nur die liebliche Braut, sondern auch Frau Minna Bolle, recht gut gefiel.

Bolle packte seinen Trumpf aus. Er erzählte dem Geheimrat und dessen Frau von Karls ungeheuerlichen Wettgewinn.

Die fanden die ersten Augenblicke keine Worte. Der Geheimrat schüttelte den Kopf. „Junge, du bist wirklich ein Glückskind. Andere müssen ihr Leben lang schaffen, bis ein solches Vermögen zusammen ist, und dir fällt es in den Schoß . . . und dazu noch eine so liebreizende Braut!"

„Das Letzte, das ist mir die Hauptsache, Vater!"

Die Blicke von Vater und Sohn trafen sich, und der alte Geheimrat nickte.

Um Mitternacht hob Bolle das Glas.

Es war Stille in der Runde.

„Ich bin kein Redner. Aber was ich sagen wollte: Das Glas, das trinken wir auf Karl . . . den . . . Großen!"

Und dabei zwinkerte er seinem Schwiegersohn vergnügt zu. Alle verstanden Bolle, und lachend hoben sie die Gläser. Die klangen in reiner Harmonie zusammen.

Meine Reise ins Morgenland.

(4. April — 14. Mai 1929.)

Von Domherr Professor Dr. Steuer.

Wir biegen jetzt nach Westen ein und betreten, an Gemüsegärten vorüberwandernd, das düstere Hinnomtal, sind also im Süden der Stadt. Zu unserer Linken liegt auf ziemlicher Höhe ein den Griechen gehörendes Kloster des hl. Onufrius.

Da man uns durch Zuwinken zu einem Besuche einlud, gingen wir hinauf und wurden bereitwilligst herumgeführt. Ein richtiges Höhlenkloster sahen wir da, mit Grotten voll Gräbern und Knochen und einer mit Bildern geschmückten Kapelle; zum Abschied wurden wir freundlichst mit einem kühlen Trunk bewirtet. Dann ging es wieder hinunter; rechts hoch oben ragten Zypressen am Bergeshang, links sahen wir den Berg des bösen Rates, so genannt nach dem Rate des Kaiphas, den er hier in seinem Landhaus gegeben haben soll: es sei besser, wenn ein Mensch für das Volk stirbt, als wenn das ganze Volk zugrunde geht (Joh. 11, 50). Hier sollen auch dem Götzen Moloch Kinder als Opfer dargebracht worden sein; daher wurde der Name des Tales Hinnom, griechisch Gehenna, zu Christi Zeit Bezeichnung für den Ort der Qual im Jenseits oder die Hölle. Am Fuße dieses Berges wird der durch das traurige Ende des Verräters Judas bekannte Blutacker, hebr. Hakeldama, gezeigt; die Hohenpriester hatten ihn für das Blutgeld der dreißig Silberlinge, um die Judas den Herrn verraten und die er nach Erkenntnis seines Verbrechens in den Tempel geworfen hatte, zur Begräbnisstätte für Fremde angekauft. (Matth. 27, 5—10.)

Im Norden wird das Hinnomtal eingefaßt vom Berge Sion. Er ist den Christen von jeher teuer gewesen, weil unser Herr hier die hl. Eucharistie eingesetzt hat. Freilich berichtet die heilige Schrift nirgends direkt, wo der Abendmahlssaal oder das Coenaculum-Speisezimmer gelegen hat. Doch gibt es manche Stellen in ihr, die den Schluß rechtfertigen, daß auf dem Sion sich diese heilige Stätte der Christenheit befunden hat. Wichtig ist zunächst die Bemerkung des hl. Johannes 18, 1, daß Christus am Gründonnerstag über den Bach Kidron zum Oelberg geschritten sei. Danach muß also der Abendmahlssaal auf dem dem Oelberg gegenüberliegenden Berge gelegen haben. Bedenken wir ferner, daß sich nach den Angaben der heiligen Schrift die durch den Schrecken des Karfreitags verängstigte Jüngerschar in den Abendmahlssaal zurückzog, und erwägen wir, daß zu einer solchen Zufluchtsstätte kein Ort günstiger sein konnte, als der im Südwesten Jerusalems gelegene Sion, der so fern vom Getümmel der Stadt lag, daß bei der rücksichtslosen Zerstörung Jerusalems durch Titus einige seiner Häuser nebst einer kleinen Kirche in ihrer Mitte dem allgemeinen Schicksaal entgingen, so wird man zugeben müssen, das Coenaculum kann nur auf Sion gelegen haben. Dorthin weist auch die älteste christliche Tradition; hier hat der hl. Jakobus der Jüngere, der erste Bischof von Jerusalem, seinen Sitz gehabt, und die an

dieser Stätte bald sich erhebende Kirche wurde von den christlichen Pilgern die Mutter aller Kirchen genannt; bis zur Erbauung der Grabeskirche blieb sie die einzige Kirche Jerusalems. An ihrer Stelle ließ Kaiser Konstantin eine Basilika errichten, die später noch erweitert, aber durch Perser und Sarazenen zerstört wurde. Die Kreuzfahrer bauten sie wieder als Doppelkirche Mariae zu Ehren auf; vom 14. Jahrhundert ab hielten in ihr die Franziskaner den Gottesdienst ab, bis sie von den Türken im Jahre 1551 vertrieben wurden; leider ist auch heute noch das Coenaculum in den Händen der Mohammedaner, und es bedürfte wohl der Erlegung einer großen Geldsumme, um es in christlichen Besitz zu bringen. Denn nach dem Glauben der Mohammedaner ist auf diesem Gelände König David begraben; darum heißt auch die ganze Anlage En Nebi Daud oder Davids Grab. Wir besuchten diese Stätte am 28. April, Sonntag nachmittags. Ein ganzer Häuserkomplex, von einem Minaretturm überragt, bot sich unseren Blicken dar. Unter einem hohen Bogentor, über dem links und rechts mehrere Fenster angebracht sind, betraten wir einen gewölbten Gang, aus dem wir in einen Hof gelangten; hier stiegen wir auf einer Treppe zu einem Saal empor, dessen Gewölbe auf zwei Säulen ruht. Der Hauptraum des Saales war durch ein uns bis zur Brusthöhe reichendes Gitter abgetrennt, so daß uns der Eintritt in ihn verwehrt war; um dieses Verbot noch zu verstärken, schritt hinter dem Gitter ein finster blickender Türke mit einem Knüppel in der Hand unruhig auf und ab. So konnten wir also nur einen Blick in den Saal werfen und ein stilles Gebet flüstern; links im Hintergrund bemerkten wir eine Treppe, die zu dem angeblichen Grabe des Königs David führt. Diesen Ort zu betreten war uns natürlich erst recht nicht gestattet

Vom Coenaculum sind es nur wenige Schritte zu dem im Norden von ihm gelegenen Heiligtum Mariae Heimgang auf dem Berge Sion: Dort ist nach der Ueberlieferung jene ehrwürdige Stätte, wo die Gottesmutter im Hause des hl. Johannes, dem sie vom sterbenden Heiland zur Mutter gegeben war, zwölf Jahre noch lebte, um dann mit ihrem göttlichen Sohn wieder vereinigt zu werden. Ich schritt dorthin mit ganz besonderen Gefühlen; denn ich wußte ja, jetzt endlich treffe ich auf dieser Reise Landsleute und noch dazu die mir so sympathischen Benediktiner. Der Besuch unserer Pilgerschar dort war nur kurz; ich aber beschloß, noch einmal hierher zu kommen zu einer eingehenderen Besichtigung und einem Plauderstündchen. Bald hatte ich mich mit dem uns führenden Bruder verständigt, daß ich am folgenden Tage dort die hl. Messe lesen und nachmittags noch einmal zum Besuche kommen werde. So fuhr ich denn andern Tags in der Frühe mit Professor Kowalski auf den Sion. Dort wurden wir nach der hl. Messe von den Patres freundlich bewirtet und eilten dann auf den Weg, den Christus wohl einst am Abend des Gründonnerstag gegangen ist, am Grabe Absalons vorbei zur Gethsemanebasilika, wo für uns Pilger ein besonderer Gottesdienst angesagt war. Nachmittags um 3 Uhr lenkte ich meine Schritte noch einmal allein zur Dormitio. Durch das reich verzierte romanische Partal betrat ich den Mariendom; das Chorgebet ging gerade seinem Ende zu. Zunächst wurde ich im Gastzimmer freundlich bewirtet, und dann vom Pater Prior in Kirche und Kloster herumgeführt. Der Bau der Dormitio ist bekanntlich dadurch ermöglicht worden, daß Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1898 auf seiner Reise nach dem Orient dieses Gelände vom Sultan als Oberherr der Kirchengüter durch Zahlung von 100 000 M. an die Besitzer des Terrains erwarb und dann dem deutschen Verein vom Hl. Land gegen Wiedererstattung der der kaiserlichen Schatulle erwachsenen Ausgaben zur freien Nutznießung überwies. Ohne diese hochherzige Vermittlung des deutschen Kaisers wäre es niemals möglich gewesen, auf dem Sion ein deutsches Gotteshaus zu errichten. Der ganze Bau — zehn Jahr wurde an ihm gearbeitet — besteht aus drei Teilen, der Kirche, dem Kloster und dem Glockenturm; dadurch, daß der 47 Meter hohe Turm gesondert neben der Abtei steht, hat die ganze Anlage eine breitere Front erhalten. Nach außen erinnert die Kirche mit ihren aus gelblichweißen Marmorquadern festgefügten und mit vielen Ecktürmchen gezierten Rundbau an die Palastkapelle Karls des Großen zu Aachen und an St. Gereon in Köln; im Innern wird der Blick gefesselt durch den weiten hellen Chor mit seinem schönen Hochaltar. Im Schiff der Kirche reiht sich in 2 Geschossen Bogen an Bogen, im unteren Geschoß 6 Altarnischen umfassend; die mittlere Kapelle auf der Evangelienseite haben die Malteserritter ihrem Patron, dem hl. Johannes dem Täufer, geweiht, und die gegenüberliegende die Kölner Bürgerschaft den hl. 3 Königen. Vom Chor führt eine breite Treppe in die halbdunkle Krypta; gleich Hütern eines kostbaren Schatzes stehen innerhalb einer Rundung von 12 Säulen sechs weitere Marmorsäulen um einen Altar herum, der nach alter Ueberlieferung die Stätte bezeichnet, wo die Gottesmutter aus dieser Welt geschieden ist. Von der Galerie der Kuppel aus, zu der mein freundlicher Begleiter mich hinaufführte, genoß ich eine prächtige Aussicht auf Jerusalem; hinter den rings um die Dormitio liegenden Kirchhöfen ahen wir die Wohnung des päpstlichen Legaten, der außer den Benediktinern der einzige Christ auf dem Berge Sion ist, und das Sionstor, durch das einst Petrus, als er, vom Engel wunderbar aus dem Gefängnis des Palastes des Herodes befreit worden war, hierher zum Sion ins Haus des Johannes Markus kam (Apg. 12, 10—12); in der Ferne lag der Oelberg mit seinen Bauten klar vor unseren Augen.

Im Kloster hatte ich noch Gelegenheit, die Schätze des Museums kennenzulernen: alte Stücke bis aus der Zeit der Sumerer und Hethiter, Waffen der Philister,, Münzen, Riechfläschchen der Frauen, eine Thorarolle und dergl. mehr. Nur schwer konnte ich mich von der gastlichen Stätte trennen, die mir so viel für Geist und Herz geboten hatte.

Unser Rundgang durch die Heilige Stadt ist nun bald zu Ende. Vom Sionsberge geht es an dem armenischen Viertel mit seiner prachtvollen Jakobuskirche und dem Patriarchenpalais hinunter zum stets belebten Jaffator, das seit dem Jahre 1898 ein Doppeltor ist, da damals eine Bresche in dasselbe gelegt, wurde, um den Einzug Kaiser Wilhelms mit seinem Gefolge sich möglichst imposant entfalten zu lassen. Am Jaffator lag früher der wuchtige Palast Herodes des Großen mit den mächtigen Türmen Hippikus, Phasael und Marianne, möglich, daß die Grundmauern der beiden ersten Türme sich in dem sogenannten Turm Davids erhalten haben, der einen Teil der heutigen Zitadelle bildet. An ihrem Fuß versammeln sich an jedem Freitag, dem mohammedanischen Sonntag, die arabischen Frauen mit ihren Kindern, um dem hier sich abspielenden bunten Treiben zuzuschauen.

Von hier war es nicht mehr weit nach unserem Heim. Durch eine lange gen Nordwesten ziehende Straße, an der eine Reihe Hotels, Banken und Läden lagen, darunter auch der eines Elektrotechnikers, der mir meine elektrische Taschenlampe instand setzte und dabei ausgezeichnet deutsch mit mir sprach, gelangten wir bald in Notre Dame de France an, hochbefriedigt von dem schönen Rundgang, den wir gemacht hatten.

(Fortsetzung folgt)

„Lieb' Heimatland!"

Kalender zur Heimatpflege im Posener Lande 1930

Herausgegeben vom Kreislehrerverein Międzychód.
Druck und Verlag: H. Buchwald-Międzychód.

Das zweite Mal tritt dieser Kalender vor uns hin. Er änderte seinen Untertitel, er erweiterte die Grenzen seiner Heimat. Er sah ein, daß dem forschenden und Schätze sammelnden Menschen der Geburtsort ein zu enger Heimatkreis bedeutet. Aus der Heimat führen viele Wege hinaus ins Weite. Wollte der Kalender im Vorjahre nur „für den Westen der Wojewodschaft Posen" sein, so umschließt sein neuer Heimatkreis das ganze Posener Land. Als Eingang grüßt uns im Kalender ein Gedicht Georg Kieslers. eines Poseners. Fern von der Heimat schrieb er es nieder. Es folgt ein Geleitwort von G. Arndt-Międzychód. Daneben malt ein aus warmem Empfinden entstandenes Gedicht des Heimatdichters Karl Busse seine heimatliche Bilder. Ein Kalendarium mit netten Monatsvignetten in „Schwarzkunst" reiht sich an Die Heimatdichter Ludwig Jacobowski und Hermann Löns reden von der Heimat zu uns.

Der zweite Abschnitt des Kalenderbuches nennt sich „Heimatflur!" Ich greife aus diesem Teil einen Aufsatz von St. Winiecki-Międzychód heraus „Herrgott im Himmel, ist die Welt doch schön!" Dieser Titel sagt jedem, daß bei der Betrachtung der Heimatflur auch die Augen der Seele mittaten. Eine andere beachtenswerte Arbeit von St. Winiecki ist: „Unsere Seen sterben". Ein tiefes Empfinden für die Schönheit und Größe der Natur spricht aus der Skizze: „Sternenhimmel, Heimatliebe und wir" von M. Becker-Międzychód sowie aus der Schilderung: „Eine Wanderung an den Górka-See" von O. Nitsche-Posen.

Der dritte Abschnitt des Kalenders trägt die Aufschrift: „Aus vergangenen Tagen". — Jeder Abschnitt wird mit einem kurzen Dichterwort eingestimmt. Der Artikel „Birnbaum in Kriegsnöten" von G. Arndt bringt anschaulich die Auswirkung der geschichtlichen Ereignisse aus den Jahren 1655 bis 1718. — Friedrich Just tritt hier mit kulturhistorischen Beiträgen auf: „Eine Berufungsurkunde" und „Ein rechtes Dorfsiegel". — „Abergläubisches aus unserer Heimat" von G. Apel und „Heimatliche Festbräuche" von Hermann Schulz reden von alten Sitten und Bräuchen des Posener Volkes.

Der vierte Abschnitt des Kalenders heißt: „Große Männer unserer Heimat". Vor uns tritt der alte Rektor Friedrich Pechner, der 61 Jahre lang — davon fast 50 Jahre als Rektor in Birnbaum — seines Amtes als Lehrer und Erzieher gewaltet hat. — Der Maler Franz Jüttner, ein Birnbaumer Kind, schrieb selber einen Beitrag für den Kalender seines Geburtsortes. — Anastasia Spielmann-Birnbaum zeichnet ein lebendiges Bild von Georg Busse-Palma. — Lotte Neumann gedenkt des Heimatdichters Ludwig Jacobowski. — Hermann Löns — geboren in Kulm — tritt vor uns . . .

Der fünfte Abschnitt nennt sich „Dienst an der Gemeinschaft", „Arbeit, die nicht andern frommt, das ist Arbeit ohne Segen" . . . M. Guth berichtet von „Jugendbewegung", wie überhaupt die Beiträge dieses Teils von volksbildnerischen und erzieherischen Bestrebungen sprechen. — Das Schlußkapitel des Kalenders betitelt sich: „Der Staatsbürger". Es bringt ein schönes Lebensbild von „Thaddäus Kosciuszko". Willi Damaschke-Bromberg schrieb es. Mit großem Interesse lesen wir von diesem großen Polen und edlen Menschen, dessen Wahl-

spruch war: „Nichts für mich, alles für andere“. — Alles in allem: der Kalender „Lieb' Heimatland“ für das Jahr 1930 ist ein Kalender, der seinen vorjährigen Bruder an gehaltlichem Wert weit übertrifft. Er kostet 1,75 Zloty.

Clemenceau-Anekdoten.

Man hat den verstorbenen Clemenceau einen typischen Vertreter der französischen Rasse genannt — ein zweifellos zutreffendes Urteil. Seinem ewig unruhigen, leidenschaftlichen Geist und der scharfsinnigen Denkweise gesellte sich die Freude am Kampf, die sich nicht nur in dem Haß gegen das 1870/71 siegreich gewesene Deutschland, sondern auch in der Befehdung innerpolitischer Gegner niemals genug tun konnte. Daß in seinem Namen die französische Bezeichnung für „milde“ vorkommt, empfand er selbst geradezu als eine Ironie des Schicksals — es mag sein, daß eine gewisse Neigung zu gutmütigem Spott in seinem Wesen mitschwang, aber sonst war der ganze Mann auf den Streit eingestellt. Er nannte das Ding beim rechten Namen! Ein famoses Geschichtchen erzählt man sich da aus den Tagen, die seine erstmalige Regierungsherrlichkeit als Ministerpräsident beendeten. Es war im Juli des Jahres 1909. Ein junger, ehrgeiziger Präfekt, der das Kreuz der Ehrenlegion begehrte und der sich deshalb an den mächtigen Ministerpräsidenten gewandt hatte, war von Clemenceau dahin beschieden worden, daß er am Abend wiederkommen solle, um dann vielleicht eine frohe Botschaft zu hören. Beglückt erschien der Bewerber, um dann nach der Begrüßung das Folgende zu vernehmen: „Ich erinnere mich — ich bringe Ihnen die frohe Botschaft: man hat mich eben hinausgeworfen — da haben Sie Ihre frohe Botschaft!“

*

Ebenso originell verfuhr Clemenceau in einem anderen Falle. Wieder einmal hatte er einem Provinzialbeamten eine Empfehlung mitgegeben — diesmal an den Minister des Innern. Als es sich dann so fügte, daß das hohe Amt von Clemenceau selbst eingenommen wurde, glaubte der Bittsteller ganz gewiß gewonnenes Spiel zu haben. Er machte dem neuen Minister seinen Besuch, übergab seine Papiere und wies auf eine besondere, bei den Akten befindl[illegible] hervorragende Empfehlung hin, die der Minister nachher als von sich selbst ausgestellt erkennen mußte. Sofort gab er der Sache eine andere Wendung, er schrieb dem Beamten, daß er sich von einer Persönlichkeit empfehlen lassen solle, die mehr Zeit habe, seine Ansprüche ernsthaft zu prüfen — — —.

*

Clemenceau war von Hause aus Arzt; er folgte damit dem Berufe des Vaters, neben dem er auf seinen Wunsch hin auch beigesetzt wurde. Die Praxis des damals jungen Dr. Clemenceau war im Pariser Stadtteil Montmartre, und der junge Arzt arbeitete als solcher auch weiter, als er zum Abgeordneten gewählt worden war. Praxis und Politik begannen sich damals zu verquicken, bis die letztere das Feld behauptete. — Also eines Tages erschienen zwei Leute in der Sprechstunde — bei dem einen wurde nach eingehender Untersuchung ein Brustleiden festgestellt. Auch der zweite Besucher mußte sich ausziehen, gab aber dann auf die Frage, ob er ein gleiches Leiden habe, die verblüffende Antwort: „Nein, Herr Doktor, ich komme wegen einer Anstellung bei der Post!“

*

Im Jahre 1917 wurde der ehemalige Arzt bekanntlich zum zweiten Male Ministerpräsident; es war die Zeit, da Frankreich in schwersten Nöten war. Die Operationen, die der Doktor und Politiker an und in seinem Lande vornahm, waren zwar rücksichtslos, sie brachten aber die Heilung, der französische Patient genas, und Deutschland zahlte die Behandlungskosten, zahlt sie heute noch und wer weiß wie lange. Clemenceau war zu jeder Gewaltkur entschlossen, und es ist sehr bezeichnend, daß er im April 1918 — damals schon 77 Jahre alt — seinen eigenen Arzt gefragt haben soll, wie lange er noch zu leben habe. Er brauche ungefähr vier Monate, um seine Aufgabe für Frankreich durchzuführen! Es hat ungefähr gestimmt!

*

Clemenceau sprach ein zwar fremdländisch klingendes, aber sonst ganz annehmbares Deutsch. Er war vor dem Kriege oft in Karlsbad zur Kur — wobei er seine Landsleute erst dahin belehren mußte, daß in Karlsbad zwar eine deutsche Bevölkerung wohnt, daß es aber im übrigen zu Böhmen und damit zu Oesterreich gehörte. Bei einem solchen Besuche ereignete sich ein netter Vorfall. Clemenceau war über Land gegangen und erregte mit seinem eigentümlichen, runden Schädel, dem scharfen Blick seiner Augen und mit dem dichten, weißen Schnurrbart die Aufmerksamkeit einiger Bäuerinnen, denen er bei ihrer Feldarbeit zusah. Sie hielten ihn für Bismarck — es war wohl noch nicht bis zu ihnen gedrungen, daß dieser große Deutsche schon gestorben war. Sie legten also dem Wanderer die Frage vor, ob er Bismarck wäre, worauf nur die kurze Antwort kam: „Beinahe!“ Es ist etwas dran an diesem Wort! Zum mindesten aber bleibt es ein sonderbarer Zufall, daß dieser grimme Hasser unseres Volkstums mit unserem größten Nationalhelden in Vergleich gebracht wurde.

Aus unserem Raritätenkasten.

135.

Infolge der Fortschritte der Landwirtschaft durch rationellen Betrieb, wissenschaftliche Untersuchungen usw. produziert man jetzt in Deutschland auf einem Hektar 57 Prozent mehr Weizen als im Jahre 1881.

136.

Das russische Reich umfaßte vor dem Kriege ein Sechstel der gesamten Landfläche der Erde.

137.

Ein Hühnerei entspricht 150 Gramm Kuhmilch oder 20 Gramm fettem Käse.

138.

Außerordentlich hoch sind die elektrischen Spannungsunterschiede bei Gewittern. Sie betragen nach Flugzeugbeobachtungen in zwei Kilometer Entfernung von Blitzen noch 100 000 Volt je Meter und erreichen am Orte des Blitzes selbst vermutlich noch 20—40fach höhere Werte.

139.

Die menschliche Hautoberfläche macht ungefähr 1½ Quadratmeter aus.

140.

Das Dezimalsystem war schon den alten Arabern bekannt, fand aber erst im späteren Mittelalter in Europa Verbreitung.

141.

Die meisten und auch verschiedensten Insekten halten sich auf Eichen auf, daneben auf Kastanien und Ulmen, am wenigsten auf Erlen.

142.

Künstliche Arme und Beine gab es schon im 7. Jahrhundert vor Christi.

143.

Die Biene hat etwa ¼ Milligramm Giftsaft in ihrem Giftbläschen.

144.

Daß der Mensch im Laufe der Jahrhunderte größer geworden ist, beweisen die alten Ritterrüstungen in den Museen, die den meisten von uns nicht mehr passen würden.

145.

In der Südpolarregion übertreffen die völlig unbekannten Gebiete an Flächengröße weitaus den Erdteil Europa.

Aus aller Welt.

Am leichtesten und ungezwungensten entfaltet sich in allen Ländern das Bild hoher gesellschaftlicher Kunst auch heute noch bei den großen diplomatischen Empfängen der Botschafter und Gesandten. Eine Vorstellung vom gesellschaftlichen Glanze solcher Empfänge geben die bemerkenswerten Aufnahmen in der neuesten Nummer der „Münchner Illustrierten Presse“ (Nr. 52), die bei den Festen der in Berlin beglaubigten Vertreter fremder Mächte kürzlich gemacht wurden. — In der gleichen Nummer beginnen die Bilderberichte der Münchner Himalaja-Expedition zu erscheinen. — Wir nennen noch die Bilderfolgen „Wie hat der Armensch wirklich ausgesehen?“, „Das Dorf in der Großstadt“ und „Kaschemme“.

Fröhliche Ecke.

Literaturkundig. Bröske geht einmal ins Theater. Man spielt den „Faust“. Ein Zufall will es, daß er am anderen Tag den Direktor kennenlernt. — „Direktor — für den Mephisto müssen Sie aber einen anderen Schauspieler suchen, denn dieser Biermüller hinkt ja!“

*

Pariert. Er: „Ja, liebe Kusine, ich würde ganz gern deine Freundin heiraten, aber sie ist mir zu dumm.“ — Sie: „Das denke ich auch. Du mußt eine Frau haben, die Verstand für zwei hat.“

*

Zu zahm. Redakteur (zu einem Dichterling): „Mir scheint, Ihr Pegasus ist recht lammfromm.“ — Junger Mann (seufzend): „Ja, er wirft gar nichts ab.“